

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 16

Artikel: Silberlaub an blauen Küsten : vom Oelbaum und seiner Bedeutung
Autor: Scheibenpflug, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doch der Gerichtsobmann erblickte noch mehr als nur einen schlammig kahlen Seeboden. Auf dem Grunde lagen, die Füsse beschwert mit grossen, niederziehenden Blöcken, die sterblichen Ueberreste derer, die vordem auf dem Pass droben verschwunden waren.

Als auch der Wirt diese Leichen erblickte, stiess er einen lästerlichen Fluch aus und versuchte, im ersten Schreck zu entfliehen. Aber es fanden sich Häscherfüsse, die schneller noch als die seinen waren. Bald hatten sie ihn eingeholt und der Versuch, sich den Armen des Rechts durch die Flucht zu entziehen, galt als stummes Schuldeingeständnis. Entlarvt als der langgesuchte Mörder, wurde er samt seinem Gesinde in Ketten hinab zum Gerichtsort geschleppt, wo man gar nicht zärtlich mit ihnen umging.

Der Prozess gegen Castelfranco und seine Komplizen dauerte lange. Zu verschiedenen Malen gefoltet, gestand der Verbrecher, wo das geraubte Gut versteckt lag. Es musste aus seiner Heimat und aus Felsklüften, die ohne sein Geständnis kein Mensch entdeckt hätte, mühsam beigebracht werden.

Der Tag, an dem man den ruchlosen Venediger von der Galgenleiter herabstiess, um den Geldgierigen seine Verbrechen büssen zu lassen, wurde im Bergland als ein Volksfest gefeiert.

Das Seebecken auf dem Pass füllte sich nie mehr, denn das Erdbeben hatte die Ufer auf der Talseite tief eingerissen. Leer gähnt nun die Mulde, zum Beweis dafür, wie der Herr über Himmel und Erde den Mörder auch dann zu entlarven weiss, wähnt er seine Opfer tief verborgen.

Zuweilen sieht der eine und andere den gerichteten Hospizwirt nachts über die Jochhöhe schleichen, an jeden Fuss einen Steinblock gebunden. Es heisst, der Venediger müsse für immer als umgehendes Gespenst abbüssen, was er den schuldlosen Opfern seiner Raublust angetan hätte.

Seit seinem Tode sind keine Reisenden mehr beim Queren des Gebirges verschwunden. Auf dem alten Seeboden blühen im Sommer die Purpurenziane, dunkler als anderswo gefärbt vom Blut der einst Erschlagenen, und Alpenrosenglut färbt die Ufer des verschwundenen Gewässers; denn das Leben grünt und fruchtet weiter, auch auf den Stätten einstigen Grauens. Dieses steigt nur noch in den Geschichten des jetzigen Hospizwirts aus dem Dunkeln, wenn der Wein aus dem Süden in den geschliffenen Gläsern funkelt und der Passwind um die grauen Hausecken heult.

SILBERLAUB

AN BLAUNEN KÜSTEN

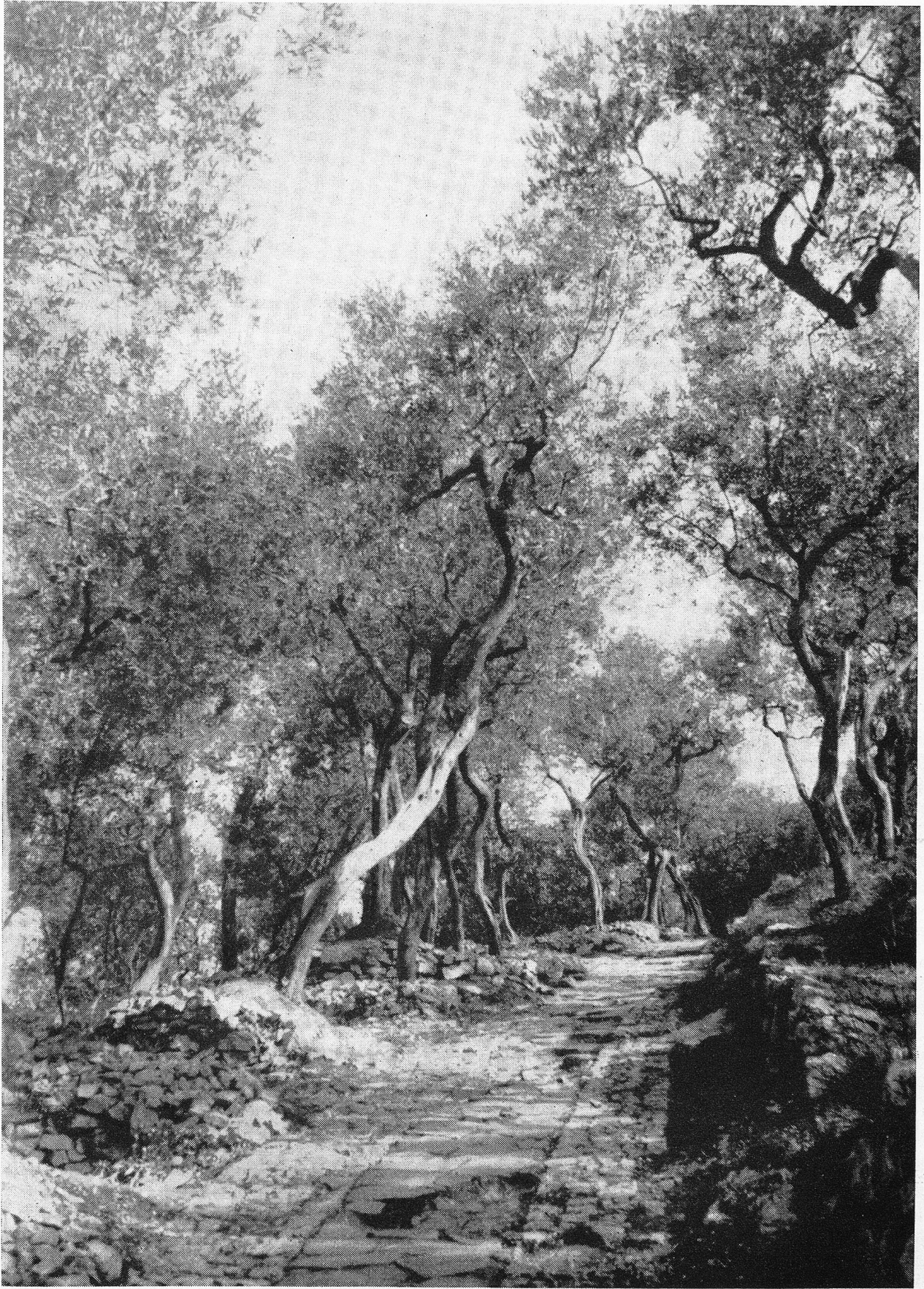
Vom Oelbaum und seiner Bedeutung

Der silbrigschimmernde Oelbaum ist so recht die Charakterpflanze des ganzen Mittelmeerraumes, wo er vermutlich auch seine Urheimat hat, obgleich das bei einer so alten Kulturpflanze, die schon im antiken Griechenland und im alten Rom eine grosse Rolle spielte, schwer zu entscheiden ist. So genügsam und unempfindlich der Olivenbaum sonst ist — er verträgt auch die rüdeste Behandlung und nimmt mit dem kargsten Felsboden an den Steilhängen der südlichen Küste vorlieb — gegen Kälte ist er unerhört empfindlich. Damit aber sind auch seiner Verbreitung enge Grenzen gezogen, die er nicht überschreiten kann.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch war und blieb die Olive die Lebensgrundlage für die Menschen, die an den Küsten des Mittelmeeres, in Südfrankreich, Süditalien, Griechenland und Spanien daheim sind. Der karge Felsboden, der in emsiger Arbeit zu zahllosen Terrassen umgestaltet und bis zum letzten Fleckchen bebaut wurde, lässt keinen Getreidehalm zu, wohl aber gedeihen hier nebeneinander die Weinrebe, die Feige, die Zitrone, Nüsse und Edelkastanie und immer wieder die Oelbäume.

Ist die Frucht des Oelbaumes, die scharf und herb schmeckende, schwarzgrüne oder violette Olive, heute auch nicht mehr die alleinige Fettspenderin des Mittelmeergebietes, weil der Ertrag der Oelgärten nicht mehr ausreicht, den Bedarf der stark angestiegenen Bevölkerung zu decken, so ist sie doch noch von ausschlaggebender Bedeutung, weil die kleinen Bergbauern fast nur vom Ertrag ihrer Oelpflanzen leben.

In den letzten Oktoberwochen beginnt in Süditalien die Ernte der Oliven. Die weiten Oelbaumhaine, die sich hier allerorts vom Ufer des Meeres bis hinauf unter die Gipfel der weisschimmernden Felsberge erstrecken, sind dann voll von Men-



Olivenhain in Südtalien Photo NPA

schen, die in kleinen Gruppen die Bäume absuchen und abklopfen und die reifen Oliven in aufgespannte Tücher schütteln oder die danebenfallenden in Körbchen sammeln.

Geht man in diesen Tagen durch die Oelbaumhaine, so hat man den Eindruck, in einer verzauberten Landschaft zu wandeln. Jeder einzelne Baum scheint lebendig geworden zu sein, überall sieht man lachende, braungebrannte Gesichter aus dem Silberlaub der Bäume schauen und die fröhlichen Zurufe hallen weithin durchs Hügelland. Spät abends erst, wenn schon die Dunkelheit Küste und Gebirge einhüllt, wandert alles, Kinder und Haustiere miteingeschlossen, wieder ins Dorf zurück und es erinnert an die grossen Massenszenen der italienischen Opern, wenn die malerischen Gestalten, die prall gefüllten Olivensäcke tragend und im Chor die alten Volkslieder singend — hier ist ja alles und jeder zutiefst musikalisch — durch die Oelgärten talwärts steigen.

In alten Oelmühlen, die vielfach seit vielen Jahrhunderten benützt werden, presst man dann das dicke, grünlich-gelbe Oel aus den fettreichen Früchten, das kostbarste Gut dieser Landschaft, nicht nur nahrhaft und wertvoll, sondern auch gesund, wie kaum ein anderes Fett.

Kein Wunder, dass daher der Oelbaum den Menschen, die ihm ihre Existenz verdanken, unendlich viel bedeutet. Dass er schon den alten Griechen heilig war, wirkt heute noch irgendwie nach und ein mysterischer Zauber umgibt die lichten Haine, zwischen deren Gezweig die unendliche Fläche des blauen Meeres schimmert.

Aerzteanekdoten

Zu einem andern Arzt kommt ein Mann und fragt:

«Herr Doktor, wie soll ich es anstellen, um hundert Jahre alt zu werden?»

Der Arzt meint: «Geben Sie das Rauchen auf!»

«Ach, ich rauche schon seit zwanzig Jahren nicht mehr.»

«Hören Sie auf zu trinken.»

«Seit fünfzehn Jahren habe ich keinen Tropfen Alkohol mehr zu mir genommen.»

«Auch in der Liebe müssen Sie zurückhaltend sein.»

Aber, Herr Doktor, schon seit zehn Jahren ...»

Da unterbricht ihn der Doktor:

«Ja, mein Lieber, wozu wollen Sie denn eigentlich hundert Jahre alt werden?»

Mitgeteilt von N. O. Scarpi

B L U M E N I M T R A M

Am Samstagabend jeweilen, zwischen acht und neun Uhr, wird die Strassenbahn, die vom Zentrum der Stadt in die Aussenquartiere und von dort wieder zurückfährt, zum Blumentram. In einer erfreulichen Weise zahllos sind die Zweige und Sträusschen, die Buketts und Angebinde von Blumen, die um diese Zeit als Zeichen der Zuneigung von Mensch zu Mensch unterwegs sind. Zuerst waren es die Schneeglöcklein, dann kamen die Zweige mit einzelnen angesetzten Blütlein an die Reihe, dann der Feuerbusch. Nachher waren es die Veilchen, darauf die Meierisli. Dann der Flieder! Und nun sind es die Rosen!

Das junge Mädchen trägt eine Rolle Musiknoten unterm linken Arm, während die freie rechte Hand eine einzige, von keiner Papierbepackung des Fleuristen bedrängte Noisette-Rose hält. Sinnbild der Schönheit und Anmut! Eine geraume Weile lang wendet sich das Schauen und Sinnen der Fahrgäste dem Mädchen mit der teefarbenen Rose zu. Der Ausdruck des eher ernsten jungen Gesichtes deutet darauf hin, dass die Rose nicht eine erhaltene Gabe ist, sondern dass sie dargebracht werden soll. Glück und Freude der Verschenkenden sind in den Zügen des Mädchens wie sanfte Verklärung wiedergegeben.

Eine schon ältere, stille, schwarzgekleidete Frau, die vom Land in die Stadt hergereist zu sein scheint, trägt Rosen sehr sorgsam in der Biegung des Arms: Rosen aus einem Bauerngarten. Ein feuchtes Tüchlein hält die Stengel kühl, und dennoch macht das Bukett einen leicht verwelkten Eindruck, so, als würden die Blumen Staub und Hitze der Grosstadt nicht ertragen können. Es bedurfte nur eines Wortes, und die Frau vom Land begann zu erzählen. Sie kam, um den Enkel, der vor wenigen Tagen zur Welt gekommen war, zu besuchen. Sie kam, um ihrem Sohn, einem Schulmeister, Rosen aus dem Garten daheim zu bringen, in diesem Sommer wie immer jedes Jahr. Während die behutsame Grossmutter aussteigt und von einem noch jungen Mann herzlich empfangen wird, duftet der Wagen aufs neue von Rosen. Diesmal ist es ein